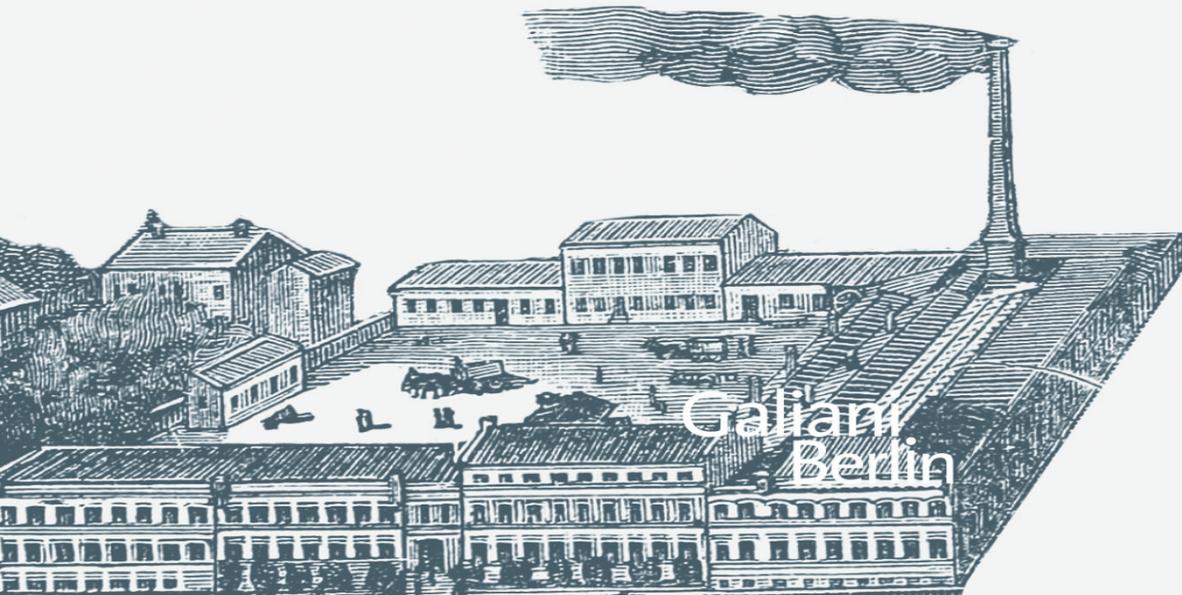
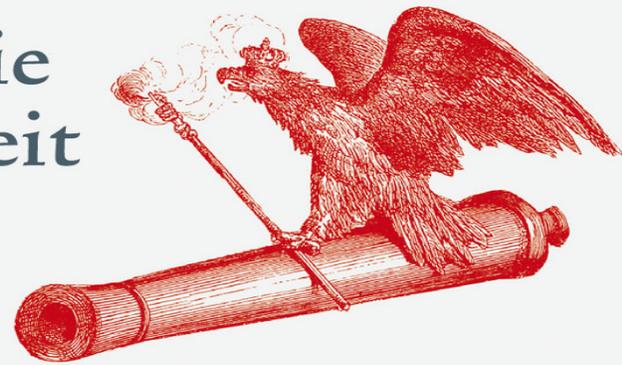


Bruno
Preisendörfer

Als Deutschland erstmalig einig wurde

Reise in die
Bismarckzeit



Bruno Preisendörfer

Als Deutschland erstmals einig
wurde

Reise in die Bismarckzeit



Kurzübersicht

- > Buch lesen
- > Titelseite
- > Inhaltsverzeichnis
- > Über Bruno Preisendörfer
- > Über dieses Buch
- > Impressum
- > Klimaneutraler Verlag
- > Hinweise zur Darstellung dieses E-Books

Inhaltsverzeichnis

Widmung

Motto

Einleitung Im Spiegelsaal der Geschichte

Am Anfang die Revolution

Besuch in der neuen Hauptstadt

Kapellmeister Piefke und die Einigungskriege

Der dänische Krieg

Der deutsche Krieg

Der Krieg gegen Frankreich

Gründerzeit – Gründerkrach

Ein Jugendstreich auf alte Tage

Lagebericht 1871

Goldelse und Germania

Großmacht und Krise

Auswanderung nach Amerika

Ausgriff nach Afrika

Das Museum als Beutekammer

Die alte Gesellschaft

Die Junker
Auf dem Hofball
Im Adelssalon
Duell und Mensur
Was ist eine Pickelhaube?

Das neue deutsche Leben

Die Villa
Kurze Blicke in bürgerliche Salons
»Ein gutes Tier ist das Klavier«
Vom Alltag zu Hause
Ehe und Familie
Frühlings Erwachen, Max und Moritz, Struwwelpeter
Weihnachten
Zoo und Zirkus
Landpartie und Landflucht

Errungenschaften

Etwas vom Pferd erzählt
»Lebensgeschichte einer Lokomotive«
Telegraph und Telephon
Die Zeitung
Die Photographie
Kanalisation
Elektrifizierung
Industrienahrung: »Liebig's Fleisch-Extract«, Maggis Würze und
Knorrs Erbswurst, Margarine, Saccharin

Großbürger, Bildungsbürger, Kleinbürger

Bleichröder und das Geld

Krupp und die Kanonen
Büchmann und die Bildung
Ist Wissen Macht?
Leberecht Hühnchen und das kleine Glück
Zylinder und Mützen
Masse und Klasse

Große Fragen

Die Arbeiterfrage
Die soziale Frage
Die Wohnungsfrage
Die Dienstmädchenfrage
Die Frauenfrage
»Die Juden sind unser Unglück« oder Die ›Judenfrage‹

Große Männer

Menzel auf Stühlen
Marx war kein Marxist
Werner (von) Siemens
Verneigung vor Virchow
Wo sind die Frauen?
Erinnerung an eine ›Hyäne‹

Am Ende der Abstieg

Bildteil zum Buch

Anhang

Nachweise
Quellen- und Literaturverzeichnis

Bismarck über Bismarck

Bismarck über andere Leute, andere Leute über Bismarck

Bismarck-Kult und Bismarck-Kitsch

Dank ...

Personenregister

zurück

Für Più

zurück

»Wir leben in der Zeit der materiellen Interessen.«

Otto von Bismarck

Einleitung

Im Spiegelsaal der Geschichte

Ein Blitz zuckt durchs Halbdunkel. Sein Licht fällt auf das Gesicht eines schnauzbärtigen Mannes, der reglos im Bett liegt. Zwei Gestalten stehen für einen bizarren ›historischen Moment‹ vom Licht wie aus dem Morgengrauen geschnitten im Raum. Die eine schaut durch eine Kamera auf einem Stativ, die andere hält eine Magnesiumlampe in die Höhe. In eine Ecke gedrückt beobachtet der Totenwächter die Photographen. Er hat den beiden gegen Geld in den frühen Morgenstunden des 31. Juli 1898 ermöglicht, durch ein Fenster in das Sterbezimmer des Mannes zu steigen, der die preußische, deutsche und europäische Politik jahrzehntelang maßgeblich mitbestimmt, zeitweise dominiert hat. Sein Kopf wurde auf dem Kissen von den Photographen für das makabre Porträt zurechtgerückt. Ein übersehenes Nachtgeschirr, das nach dem Entwickeln des Bildes zum Vorschein kommt, wird retuschiert. Die Photographen machen es so ähnlich wie ihr Objekt: Bismarck war in seinen Memoiren notorisch unzuverlässig, die Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten, gewissermaßen die Nachtgeschirre des Geschehens, hat er bei dessen Verwandlung in Geschichte retuschiert. Das Photo wiederum wurde über Annoncen in Berliner Zeitungen zum Verkauf angeboten. In einem darauf folgenden Prozess verurteilte das Gericht die Photographen und den bestechlichen Totenwächter zu Gefängnisstrafen.

Otto Eduard Leopold von Bismarck kam am 1. April 1815 im altmärkischen Schönhausen zur Welt, gut anderthalb Monate vor der endgültigen Niederlage Napoleon Bonapartes am 18. Juni in der Schlacht bei Waterloo. Der Sieg der britischen und preußischen Armeen hatte die Festsetzung Napoleons als britischen Gefangenen auf St. Helena und den Zusammenbruch des Kaiserreichs zur Folge. Anstelle von Napoleon II., dem einzigen Sohn Bonapartes, ergriff ein Bourbonne als König Ludwig XVIII. in Frankreich die Macht, dem als letzter Bourbonne Karl X. folgte. Die Pariser Julirevolution von 1830 brachte Louis Philippe an die Macht – den ›Bürgerkönig‹, der seine Krone dem Parlament verdankte –, bis die Revolution von 1848 die Monarchie durch eine Republik ersetzte, der wiederum Charles-Louis Napoleon, ein Neffe Bonapartes, im Dezember 1851 mit einem Staatsstreich ein Ende machte. Ein Jahr später ließ er sich als Napoleon III. zum Kaiser der Franzosen ausrufen, mit Seitenblick in den Spiegel der Geschichte symbolbewusst am 2. Dezember, jenem Tag, an dem sich Napoleon Bonaparte 1804 selbst zum Kaiser gekrönt hatte.

Knapp neunzehn Jahre später, Anfang September 1870, geriet Napoleon III. nach der verlorenen Schlacht bei Sedan in preußische Gefangenschaft. In Paris wurde wieder eine Republik ausgerufen, nach 1789 und 1848 nunmehr die dritte, und der gestürzte Potentat wurde im Kasseler Schloss Wilhelmshöhe untergebracht, wiederum mit Seitenblick in den Spiegel der Geschichte. Denn während der Besetzung deutscher Länder durch französische Truppen von 1806 bis 1813 hieß die Wilhelmshöhe – benannt nach einem hessischen Landgrafen – zeitweise Napoleonshöhe und war Residenz des als ›König von Westphalen‹ installierten Jérôme Bonaparte, Napoleons jüngstem Bruder.

Während sich der gestürzte und auf der Wilhelmshöhe festgesetzte Kaiser der Franzosen an einen Aufenthalt als kleiner Junge bei seinem Onkel auf der Napoleonshöhe zu erinnern suchte, wurde am 18. Januar im

Schloss von Versailles der preußische König Wilhelm I. zum Kaiser ausgerufen, von Bismarck wieder mit Blick in den Spiegel der Geschichte arrangiert, denn am 18. Januar 1701 hatte sich der Kurfürst von Brandenburg in Königsberg als Friedrich I. zum König in Preußen gekrönt, und Wilhelm I. hatte mit seiner Selbstkrönung am 18. Oktober 1861 in Königsberg das von Volk und Verfassung unabhängige Gottesgnadentum seiner Herrscherwürde bekräftigt. Im Jahr darauf, am 8. Oktober 1862, ernannte er Bismarck zum preußischen Ministerpräsidenten, ohne vorhersehen zu können, dass ihm dieser Mann keine zehn Jahre später die Kaiserkrone aufdrängen würde.

Einen »Witz der Geschichte« nannte es Bismarck, dass die nach Versailles gereiste Delegation des Norddeutschen Reichstages von Eduard Simson angeführt wurde, der 1849 als Präsident der Frankfurter Nationalversammlung einer Deputation vorgestanden hatte, die Wilhelms Vorgänger Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserwürde antrug – die der gar nicht wollte: Preußische Herrscher pflegten ihre Kronen nicht von dahergelaufenen Parlamentariern zu empfangen, sondern von Gott und aus eigener Hand unter Zustimmung der deutschen Fürsten.

1870 war der ranghöchste dieser Fürsten König Ludwig II. von Bayern. Er bat den aus Preußenstolz widerstrebenden Wilhelm im Namen der übrigen Fürsten in einem Brief um die Annahme des Kaisertitels. Der eigentliche Verfasser des Briefes war Bismarck als Verfechter der kleindeutschen Lösung der deutschen Einheitsfrage unter Preußens Führung beim gleichzeitigen Ausschluss Österreichs. Die Rolle als Botenjunge des preußischen Ministerpräsidenten ließ sich der bau- und wagnersüchtige Bayernkönig im Wortsinn vergolden: mit 300000 Goldmark jährlich.

Was Bismarck bei seinem historischen Triumphmoment als ›Reichsgründer‹ im Spiegelsaal von Versailles am 18. Januar 1871 nicht vorhersehen konnte, war die Versammlung, die am 18. Januar 1919 die

Beratungen über den Vertrag zur Beendigung des Ersten Weltkriegs aufnahm, der ein halbes Jahr später von der deutschen Delegation unter Protest unterschrieben und in der Weimarer Republik zum Racheanker des Revanchismus wurde.

Das zweite Deutsche Reich, nach lange verzögerter Einheit aus symbolischen Gründen überstürzt am 18. Januar 1871, noch vor der Beendigung des Krieges mit Frankreich, gegründet, währte recht kurz – knapp 48 Jahre, bis zur Novemberrevolution 1918. Das dritte, das ›Tausendjährige Reich‹, brach nach zwölf Jahren zusammen, die Hälfte davon Kriegsjahre – Jahre eines verlorenen Krieges, trotz der von Albert Speer zum Großen Stern umgesetzten Siegestsäule **[1]**, eingeweiht 1873 zum dritten Jahrestag des Sieges von Sedan, und trotz des in unmittelbarer Nähe aufgestellten Bismarck-Denkmal, das ursprünglich vor dem Reichstag stand, noch nach des Kanzlers Tod die Abgeordneten einschüchternd.

Während sein Standbild die Parlamentarier in Schach hielt, fuhr er selbst von Walküren eskortiert in den germanischen Götterhimmel auf wie ein Krieger der nordischen Sagenwelt, so jedenfalls stellt es ein zeitgenössisches Gemälde von Alexander Zick dar. Die Walküren hatten sich unter der musikalischen Leitung von Richard Wagner zu einer deutschen Männerphantasie ausgewachsen. Als 1876 im gerade fertiggestellten Bayreuther Festspielhaus der »Walkürenritt« in Wagners Oper ertönte, saßen Kaiser Wilhelm und Bismarcks Kaiserbote König Ludwig von Bayern im Publikum. Der ›Drive‹ dieser Musik, wie man heute sagen könnte, wurde später ein Mittel der Ästhetisierung des Krieges, vor allem des Angriffskrieges aus der Luft, sei es in propagandistischer (wie bei der *Deutschen Wochenschau* von 1941 über die Luftlandung auf Kreta) oder in kritischer Absicht (wie in Coppolas Kinofilm *Apocalypse Now* von 1979 beim Hubschrauberangriff auf ein vietnamesisches Dorf).

Die deutsche Mannsbessenheit von den germanischen Heroinnen ging so weit, dass die nationalsozialistischen Maßnahmen zur Niederschlagung eines Aufstands gegen das Regime als »Operation Walküre« zusammengefasst wurden. Die Widerstandskämpfer vom 20. Juli 1944 wiederum übernahmen die Bezeichnung für die eigenen Umsturzpläne mit dem Ziel einer vorläufigen Machtübernahme durch das Militär.

Keine zehn Monate nach dem gescheiterten Umsturz kapitulierte die Wehrmacht, und die drei Siegermächte – Frankreich, dessen Hauptstadt von Juni 1940 bis August 1944 von der Wehrmacht besetzt war, gehörte nicht dazu – teilten auf einer Konferenz in Potsdam, der Symbolstadt für preußischen Militarismus, das zerstörte Land und die ehemalige Hauptstadt Berlin in vier Zonen beziehungsweise Sektoren auf, aus denen 1949 die beiden deutschen Staaten hervorgingen.

In Ostberlin wurde das im Krieg teilweise ausgebrannte Stadtschloss der Hohenzollern abgebrochen, später an seiner Stelle der Palast der Republik errichtet, der nach dem Zusammenbruch der DDR seinerseits abgebrochen wurde. Inzwischen steht an dieser Stelle ein Museumsbau mit fingierter, höflicher gesagt: rekonstruierter Barockfassade, der faktisch an den Wilhelminismus erinnert, aber vorsichtig nach den Brüdern Humboldt benannt ist. In Westberlin wurde die 1895 am Vorabend des 25. Jahrestages des Sieges bei Sedan eingeweihte Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche als ausgebaute Ruine zur ›Gedächtniskirche‹ des Bombenkrieges.

Der Nimbus ›Bismarck‹ hat wie alle vorhergehenden Kriege auch diesen überlebt. In der zertrümmerten Gedächtniskirche schaut der ›Eiserne Kanzler‹ grimmig und schnauzbärtig aus der Hinterwand eines Reliefs und blickt uns über einen militärischen Kartentisch hinweg an, als wäre nichts geschehen: keine Weltkriege, keine europäischen Revolutionen, keine deutsche Teilung, keine Wiedervereinigung.

Den letzten großen Auftritt hatte Bismarck 1990 anlässlich des hundertsten Jahrestages seiner Entlassung als Kanzler. Hingegen wurde 2021 der 150. Jahrestag der Reichsgründung in Versailles mit größtmöglicher Zurückhaltung begangen. Die Würdigung von 1990 fand statt in dem 1877 bis 1881 nach Entwürfen von Martin Gropius errichteten Kunstgewerbemuseum, im Zweiten Weltkrieg stark beschädigt, von 1978 bis 1981 wieder aufgebaut und dann nach Martin Gropius benannt. Die dort installierte Ausstellung dauerte vom 26. August bis zum 25. November. Dazwischen wurde am 3. Oktober die ›Wiedervereinigung‹ gefeiert, staatsrechtlich der Beitritt der DDR zum Geltungsbereich des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland.

Mitunter erlaubt sich die Geschichte den Scherz, schneller zu sein als ihre Historiker. Als die Ausstellung über Bismarck, Gründerzeit und Kaiserreich Mitte der 1980er in die Planung ging, konnte niemand vorhersehen, dass es während ihrer Dauer zur deutschen Vereinigung kommen würde. Inzwischen ist die historische Beantwortung der ›deutschen Frage‹ selbst historisch geworden. Der Abstand zu den nationalen Ereignissen hat sich vergrößert und der europäische Horizont erweitert.

1889, hundert Jahre vor der ›Friedlichen Revolution‹ und dem Fall der Mauer, sagte Bismarck einem Abgesandten des amerikanischen Erfinders Thomas Edison zuliebe ein paar Sätze für eine Phonographenwalze, darunter ausgerechnet der Anfang der *Marseillaise*: »Allons enfants de la Patrie, le jour de gloire est arrivé.«

*

Mit diesem Buch über die Bismarckzeit ist die vierteilige Reise in die deutsche Geschichte vom 16. bis zum 19. Jahrhundert abgeschlossen. Wie die drei Vorgänger ist auch dieser Band strukturoffen angelegt. Die

einzelnen Kapitel und deren Abschnitte bleiben verständlich, auch wenn sie nicht in der angebotenen Reihenfolge gelesen werden. Es sei aber darauf hingewiesen, dass der innere Aufbau besser sichtbar wird und die vielen Geschichten innerhalb der Geschichte leichter nachzuvollziehen sind, wenn man der Darstellung kontinuierlich folgt.

Zentriert um die im Verlauf der deutschen Geschichte symbolisch maßlos erhöhten, zugleich auch be- und überlasteten Gestalten Luther, Bach, Goethe und Bismarck, wollen diese Zeitreisen mehr sein als touristische Ausflüge in die Vergangenheit, ohne sich deshalb zu überfliegerischen ›Gesamtdarstellungen‹ der Epochen zu erheben. Sie bleiben auf dem Boden der Tatsachen, vor allem denen des alltäglichen Lebens der Menschen. Wie viel sich daraus lernen lässt, sei dahingestellt. ›Historia‹ ist eine unberechenbare Lehrerin.

Am Anfang die Revolution

Extrablatt! Extrablatt! »Telegraphische Depesche. Paris, den 24. Februar 1 Uhr Nachmittags. Der Minister des Innern an den Präfekten des Niederrheins. Louis Philippe I. hat die Krone niedergelegt.« Die 1848 in den Berliner Straßen ausgerufene Sonderseite der *Vossischen Zeitung* kommentiert die Ereignisse mit Sorge: »Dem gegenwärtigen Zustand Frankreichs und Europas gegenüber erscheint diese Wendung der Dinge durch ihre Plötzlichkeit, Gewaltsamkeit und in dem jede Erwartung übersteigenden Maaß außerordentlicher, vielleicht auch folgenschwerer, als selbst die Julius-Revolution.« Die ›Julius-Revolution‹ 1830 hatte dem ›Bürgerkönig‹ die Krone aufgesetzt, die ihm jetzt die rebellierenden Pariser Arbeiter wieder herunterrissen.

Die Furcht des Berliner Bürgertums, der Berliner Behörden und des Berliner Hofes vor dem, was kommen sollte, wurde vergrößert durch die Erinnerung an das, was bereits geschehen war. Immerhin lag die Französische Revolution erst gut zwei Generationen zurück, und während der vergangenen Jahre hatte es ebenfalls Aufstände gegeben, die erahnen ließen, welche Gefahr der bürgerlichen Ordnung, dem bürgerlichen Besitz und der Monarchie drohte, wenn die Besitzlosen auf die Barrikaden gingen – oder auch nur die Kartoffelstände stürmten.

Im April 1847 hatten hungernde Berliner Arbeiterfrauen, die den halben Tageslohn ihrer Männer für eine Familienration Kartoffeln hergeben mussten, auf dem Molkenmarkt und dem Gendarmenmarkt die Stände der Händler umgestürzt und die herumkullernden Knollen in ihre Schürzen gerafft. Die dabeistehenden Marktpolizisten waren schlau

genug gewesen, nicht einzugreifen, und retteten dadurch ihre Haut. Als es in den Folgetagen zu Plünderungen von Fleischer- und Bäckerläden durch arbeits-, wohnungs- und brotlose Stadtarme kam, jene Unterschicht der Unterschicht, die Marx und Engels als ›Lumpenproletariat‹ bezeichneten, wurde das Militär aus den Berliner Kasernen geholt und dem Rabatz ein Ende gemacht. Der Mob schmiss zwar dem Oberbefehlshaber, Prinz Wilhelm von Preußen, dem späteren königlichen und ab 1871 kaiserlichen Chef Bismarcks, die Fensterscheiben ein, aber auf die Straßen und Marktplätze kehrte die Ruhe und mit ihr die Geschäftigkeit des Alltages zurück.

Die plebejische Berliner Kartoffelrevolte, und sie war nur eine von über hundert lokalen Unruhen in den deutschen Gebieten seit 1840, signalisierte etwas sehr viel Gefährlicheres als das Hambacher Fest von 1832 mit seiner bildungsbürgerlichen Begeisterung in Schwarz-Rot-Gold oder als der verratene und missratene Studentensturm auf die Frankfurter Hauptwache ein knappes Jahr später. Der Plebejerrabatz in Berlin führte den Herren des Hofes und den Honoratioren der Stadt vor Augen, dass man Bajonette gegen die Hungernden braucht, wenn man keine Kartoffeln hat, um sie satt zu machen. Das war von den Behörden versäumt worden – erst kümmerte man sich nicht rechtzeitig um eine Notversorgung, dann war man zur Aufrechterhaltung der Ordnung nicht fähig. Und ebendies wurde später von Bismarck auf sozialpolitischer Ebene berücksichtigt – Minimalversorgung der ›arbeitenden Klasse‹ und Sozialistengesetz, obrigkeitsstaatlich gewährte Wohltätigkeit und obrigkeitsstaatlich erzwungenes Wohlverhalten. [2] »Revolution machen in Preußen nur die Könige«, sagte Bismarck gern, und solange er die Macht hatte, tat er alles, diesem Versprechen (nach oben) und dieser Drohung (nach unten) politisch und polizeilich Nachdruck zu verleihen. Gleichzeitig scheute er sich nicht, das liberale Bürgertum in Preußen mit der Erinnerung an aufrührerische Volksmassen zu erschrecken und die

liberalen Parteien im Reichstag mit dem allgemeinen Wahlrecht [3] in Schach zu halten. Mit den deutschen Potentaten verfuhr er ähnlich: »Was wollen die kleinen Fürsten?« – »sie wollen vor allem auf ihren Thronen bleiben, fürchten sich wohl vor uns, aber noch mehr vor der Revolution.«

Nach dem Thronverzicht des ›Bürgerkönigs‹ eskalierte in Paris das Geschehen. Die telegraphisch übermittelten Berichte und die Verbreitung dieser Berichte durch die Extrablätter der Zeitungen ließen bei den einen die Sorge wachsen, bei den anderen den Mut: Schon wenige Tage nach Beginn der Pariser Erhebung kam es in den rheinländischen Gebieten zu Aufständen, im März folgten Bauernrevolten im Schwarzwald, im Odenwald, in Franken, Hessen, Thüringen und Sachsen, vereinzelt sogar in Mecklenburg. In den Industriebetrieben des Rheinlandes und in Sachsen kam es zur Demolierung von Maschinen, an Rhein und Donau griffen Fährleute Dampfschiffe an und die Fuhrleute von Nassau die Taunus-Eisenbahn.

Das alles waren Scharmützel, aber in Paris und Wien, in Dresden und Berlin ähnelten die Kämpfe eher dem Krieg, allerdings ohne dessen völkerrechtliche Einhegung. In einer Schrift für preußische Unteroffiziere verlangte Friedrich Gustav Graf von Waldersee, Kommandeur der preußischen Einheiten, die den Aufstand in Dresden niederschlugen: »Jeder in einem eroberten Hause oder auf einer Barrikade mit den Waffen in der Hand betroffene Empörer [...] ist auf der Stelle niederzumachen. Es dürfen hier nämlich nicht die Rücksichten eintreten, welche in einem ehrlichen Kampfe [...] gegen geregelte Truppen einer mit uns im offenen Kriege begriffenen Macht von der Menschlichkeit, dem Großmuth und dem Völkerrechte geboten werden.«

Das Niederwerfen der Revolution in Paris im Juni kostete schätzungsweise 1500 Soldaten und etwa 5000 Aufständische das Leben. In Wien – der Hof war nach Innsbruck geflohen – kamen im Oktober 1848 etwa 1000 Menschen bei Einsätzen vor allem tschechischer und

kroatischer Truppen um. Im sächsischen Dresden – der Hof war auf die Festung Königstein geflohen – beschossen preußische Truppen im Mai 1849 die Barrikaden mit Artillerie, es gab 250 Tote. Zur Entmachtung der aufständischen Armee in Baden marschierte Prinz Wilhelm, dem man während der Kartoffelrevolte die Scheiben eingeschmissen hatte, mit 54000 Soldaten ins Großherzogtum. Auf die Niederlage der revolutionären Truppen und die Kapitulation der Festung Rastatt folgte eine Serie von Exekutionen. Die aufständischen Soldaten erlitten ebenjenes Schicksal, das sie in einer ihrer Petitionen beklagt hatten: »Mit Wehmuth und tiefer Entrüstung blicken wir auf die entsetzlichen Vorgänge in Paris, Wien und Berlin, wo königliche Unmenschlichkeit den Soldaten zum Würger seiner Brüder und Väter herabwürdigte.«

Zu diesem Zeitpunkt war die Deutsche Nationalversammlung in Frankfurt, wie die Preußische Nationalversammlung in Berlin im Mai 1848 gewählt, bereits aufgelöst. Das im März 1849 noch verabschiedete Grundgesetz blieb wirkungslos, und wirkungslos bis zur Novemberrevolution 1918 blieben die darin erklärten »Grundrechte des deutschen Volkes«, darunter § 137: »Der Adel als Stand ist aufgehoben. Alle Standesvorrechte sind abgeschafft. Die Deutschen sind vor dem Gesetze gleich. Alle Titel, insoweit sie nicht mit einem Amte verbunden sind, sind aufgehoben und dürfen nie wieder eingeführt werden.« Es wurden keine Titel aufgehoben, sondern weitere eingeführt, und Bismarck setzte fortan aus Protest gegen den Frankfurter Verfassungsveruch das v. vor seinen Namen, das er bis dahin aus Nonchalance weggelassen hatte.

Die Preußische Nationalversammlung war schon am 15. November des Vorjahres vom Militär aufgelöst worden. Im Juni noch hatten Arbeiter und Tagelöhner das Berliner Zeughaus gestürmt, diesmal nicht, um an Kartoffeln, sondern um an Waffen zu kommen. Aber am 10. November besetzte General Wrangel mit 13000 Soldaten die Stadt, rief zwei Tage

später den Belagerungszustand aus und machte den Unruhen, die im März begonnen hatten, ein Ende.

Für den König, für den Adel, für das Besitzbürgertum und auch für Bismarck hatten die Märzereignisse eine besondere Bedeutung als Symbol und zugleich als Lehrstück des Straßenkampfes um die Macht. Man kann einzelne Rabatzmacher erschießen oder ein Dutzend oder ein paar Hundert, aber nicht ein ganzes Volk; man kann Rädelsführer aus der Menge fischen und fusilieren, aber nicht das ganze Volk; man kann über Leichen gehen, aber wehe, wenn das Volk zur Duldung nicht länger bereit ist und wenn die Gefahr besteht, dass die einfachen Soldaten ihre Gewehre nicht mehr auf die Menge, sondern auf ihre Offiziere richten. Alfred Heinrich Graf von Waldersee, hoher preußischer Militär mit Präventivkriegsinstinkt nach innen und außen, schrieb noch 1877 an Generalfeldmarschall Edwin von Manteuffel, der 1848 königlicher Adjutant gewesen war, »wir brauchen bald eine Armee, klein und gut bezahlt, die ohne Bedenken, sobald es verlangt wird, die Kanaille zusammenschießt.« Und Wilhelm II. verlangte im November 1891 von frisch vereidigten Rekruten: »Ihr habt Mir Treue geschworen [...], ihr habt euch Mir mit Leib und Seele ergeben [...]. Bei den jetzigen socialistischen Umtrieben kann es vorkommen, daß Ich euch befehle, eure eigenen Verwandten, Brüder, ja Eltern niederzuschießen – was ja Gott verhüten möge –, aber auch dann müßt ihr Meine Befehle ohne Murren befolgen«. Solche Sätze können noch heute den Wunsch provozieren, die revolutionären Soldaten hätten im November 1918 den Kaiser vor die Gewehrläufe bekommen.

Bei den Berliner Barrikadenkämpfen im März 1848 und während der Auseinandersetzungen in den folgenden Wochen kamen etwa 300 Aufständische und 50 Soldaten ums Leben. Wie oft in historischen Schlüsselmomenten, etwa beim Sturm auf die Bastille 1789, führte auch diesmal ein Zufall in die Eskalation, die – nun anders als 1789 – durch

Umsicht, Glück und Härte auf Seiten der Machthaber wieder eingedämmt werden konnte. Nachdem in eine vor dem König auf dem Schlossplatz demonstrierende Menge hineingeschossen worden war, befahl Friedrich Wilhelm IV. gegen den Widerstand seiner Generäle den (einstweiligen) Rückzug des Militärs aus der Stadt, zog vor den aufgebahrten Leichnamen den Hut und ritt mit schwarz-rot-goldener Armbinde durch die Straßen. Er spürte: Man muss das Volk beruhigen, man darf jetzt nicht den Kopf verlieren, sonst verliert man ihn unter der Guillotine. Sie drohte noch in Ferdinand Freiligraths Fluchgedicht *Die Todten an die Lebenden*: »Die Kugel mitten in der Brust, die Stirne breit gespalten, / So habt ihr uns auf blut'gem Brett hoch in die Luft gehalten! / Hoch in die Luft mit wildem Schrei, daß unsre Schmerzgeberde / Dem, der zu tödten uns befahl, ein Fluch auf ewig werde! / Daß er sie sehe Tag und Nacht, im Wachen und im Traume – / Im Oeffnen seines Bibelbuchs wie im Champagnerschaume! / [...] Mög' er das Haupt nun auf ein Bett, wie andre Leute pflegen, / Mög' er es auf ein Blutgerüst zum letzten Athmen legen!«

Ebendies wusste Friedrich Wilhelm zu vermeiden. Auf die wenigen, aber wirksamen Augenblicke der Ehrenbezeugung für die ›Märzgefallenen‹ folgte eine Gegenrevolution von jahrzehntelanger Dauer. Zum wendigen Kopf dieser Gegenrevolution wurde der kalte Machtpolitiker Bismarck. Doch selbst er hatte ein Herz im Leib und in diesem Herzen Liebe und Hass. Nach einem Besuch der Gräber der Barrikadentoten in Berlin Friedrichshain im Herbst 1849 wandte er sich in einem Brief an Johanna von Puttkamer, mit der er seit gut einem halben Jahr verheiratet war: »Gute Nacht, mein geliebtes Herz, mögen Dich Gottes Engel schützen, und bete für mich, daß ich Ihm treu bleibe, ich werde hier so weltlich und so zornig, wenn Du nicht bei mir bist. Gestern war ich im Friedrichshain, und nicht einmal den Toten konnte ich vergeben, mein Herz war voll Bitterkeit über den Götzendienst mit den Gräbern dieser Verbrecher«. Diesen ›Götzendienst‹ erwähnt auch ein

anonymer Zeitschriftenartikel und berichtet von dem Platz, »dessen heilige Erde unsere theuren Brüder bedeckt, die im heiligen Kampfe für die Freiheit am 18–19 März ihr Blut dahin gaben. Nicht wenig überrascht war ich, als ich diese Stätte betrat, und Hunderte von Besuchern aus allen Ständen die Reihen der seither mit den schönsten Blumen und Grabdenkmälern geschmückten Gräber durchwandeln sah.«

Verbrecher für die einen, Helden für die anderen – der Kampf um die Toten wurde von den Lebenden jahrzehntelang fortgesetzt. 1856 sperren die Behörden den Friedhof, mussten ihn jedoch wegen der Proteste aus der Bevölkerung 1861 wieder freigeben. Noch 1898, ein halbes Jahrhundert nach den Ereignissen, wurde behördlicherseits die Errichtung eines Denkmals für die ›Märzgefallenen‹ verhindert. Der sozialdemokratische *Vorwärts* erklärte daraufhin: »Man lasse doch den gefallenem Proletariern des Friedrichshains ihren epheuübersponnenen, verwilderten, proletarischen Friedhof. Daran erkennen wir ja um so deutlicher, daß es unsere Todten sind, die hier ruhen.« Tatsächlich handelte es sich bei den über zweihundert dokumentierten Toten mit wenigen Ausnahmen (wie dem jungen Verwaltungsreferendar und Landwehroffizier Gustav von Lenski) um Männer und Frauen (wie die junge Handarbeiterin Wilhelmine Lange) aus den niederen Schichten, darunter, vielleicht wegen des Barrikadenbaus, auffallend viele Tischler und Zimmerleute. Der jüngste dieser ›Verbrecher‹, die den Junker-Hass über den Tod hinaus entfachten, war der elfjährige Carl Ludwig Kühn, Sohn eines Tagelöhners.

Während Bismarck 1848 im gärenden Berlin an den Gründungstreffen für die *Neue Preußische Zeitung* teilnahm, als *Kreuzzeitung* bald ein publizistisches Flaggschiff reaktionärer Standespolitik [4], reanimierte der gerade aus Belgien ausgewiesene Karl Marx [5] in Köln zusammen mit Friedrich Engels, Ferdinand Freiligrath und anderen die *Neue Rheinische Zeitung* als »Organ der Demokratie«. Das Tagesblatt war die Nachfolgerin der fünf Jahre zuvor verbotenen *Rheinischen Zeitung* und

stellte im Mai 1849 mit einer rot gedruckten Ausgabe das Erscheinen wieder ein. Marx ging über Paris nach London ins Exil. Im Dezember 1848 hatte er über »die preußische Bourgeoisie nach der Märzrevolution« geschrieben, sie sei »ohne Glauben an sich selbst, ohne Glauben an das Volk, knurrend gegen oben, zitternd gegen unten, egoistisch nach beiden Seiten und sich ihres Egoismus bewußt, revolutionär gegen die Konservativen, konservativ gegen die Revolutionäre«. Vier Jahrzehnte nach den Ereignissen bekräftigte Friedrich Engels diese Einschätzung: »Die Revolution von 1848 war [...] auf Befriedigung ebensowohl der nationalen wie der freiheitlichen Forderungen gerichtet. Aber hinter der im ersten Anlauf siegreichen Bourgeoisie erhob sich [...] schon die drohende Gestalt des Proletariats, das den Sieg in Wirklichkeit erkämpft hatte, und trieb die Bourgeoisie in die Arme der eben besiegten Gegner – der monarchischen, bürokratischen, halbfeudalen und militärischen Reaktion, der die Revolution 1849 erlag.«

Als das *Manifest der Kommunistischen Partei* herauskam, schien dieser Ausgang noch offen zu sein, und Marx konnte Deutschland als Land des großen Umsturzes identifizieren: »Auf Deutschland richten die Kommunisten ihre Hauptaufmerksamkeit, weil Deutschland am Vorabend einer bürgerlichen Revolution steht und weil es diese Umwälzung unter fortgeschritteneren Bedingungen der europäischen Zivilisation überhaupt, und mit einem viel weiter entwickelten Proletariat vollbringt als England im siebenzehnten [mit der ›Glorreichen Revolution‹] und Frankreich im achtzehnten Jahrhundert, die deutsche bürgerliche Revolution also nur das unmittelbare Vorspiel einer proletarischen Revolution sein kann.«

Die proletarische Revolution, oder der Ansatz dazu, fand dann jedoch nicht in Deutschland, sondern wiederum in Frankreich statt: die Pariser Kommune von März bis Mai 1871. Und diesmal machte Bismarck mit der neuen Regierung des besiegten Landes gemeinsame Sache, um den

Aufstand niederzuschlagen. Dagegen sagte August Bebel öffentlich eine Erhebung in ganz anderen, europäischen Dimensionen vorher. In *Aus meinem Leben* fasste er später seine Rede in der ersten »Session des Deutschen Reichstages« zusammen: Werde »von deutscher Seite die Kommune bekämpft, so wolle ich meinerseits erklären, daß das europäische Proletariat hoffnungsvoll auf Paris sehe. Der Kampf in Paris sei nur ein kleines Vorpostengefecht, und ehe wenige Jahrzehnte ins Land gegangen seien, werde der Schlachtruf des Pariser Proletariats, ›Krieg den Palästen, Friede den Hütten, Tod der Not und dem Müßiggang‹, der Schlachtruf des europäischen Proletariats sein.« Die Parlamentarier waren allesamt entsetzt, von der erzreaktionären Junkerfraktion über die gemäßigten Liberalen bis zu den Fortschrittlichen. Sie alle hatten gute politische und noch bessere persönliche Gründe, den Aufstand der Besitzlosen zu fürchten. Eine organisierte Revolution mit disziplinierten Arbeiterverbänden als Rückgrat und Führern wie Bebel an der Spitze würde nicht nur Kartoffelstände umstürzen, sondern den ganzen Staat.

Dies galt es um jeden Preis zu verhindern: Lieber unter der politischen Halfreiheit des Bismarck-Regimes weiter Geschäfte machen als sich dem Willen der ›arbeitenden Classen‹ unterwerfen. Bismarck wusste das und wusste es zu nutzen – nach allen Seiten hin: »Ich mußte mit Betrübniß und Befremden hören, daß die Wahlreden [...], die Preßerzeugnisse, die auf die Wahlen hinwirkten, gerade an die Leidenschaft der unteren Classen, der Masse, appellirten, um sie zu erregen gegen die Regierung«. Diese Reichstagsrede im Januar 1872 richtete sich nicht etwa gegen die Sozialdemokraten, sondern gegen die konservativ-antipreußische katholische Zentrumsparterie, die vor allem in Süddeutschland von vielen aus den ›unteren Classen‹ gewählt wurde. Der ›Kulturkampf‹ gegen die Katholischen und die Kirche (1871–1878) wurde mit Unterstützung der bürgerlich-liberalen Abgeordneten geführt, ebenso wie das zeitlich anschließende »Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der

Sozialdemokratie« (1878–1890) mit Zustimmung der meisten dieser Parlamentarier verabschiedet und verlängert wurde. Das Zentrum konnte sich schließlich mit Bismarck arrangieren, auch deshalb, weil er es für das ›Sozialistengesetz‹ brauchte [6] .

Besuch in der neuen Hauptstadt

Die Berliner Mauer fiel 1867. In diesem Jahr begann der bis zur Reichsgründung beendete Abriss der alten Zoll- und Akzisemauer, die zwischen den Toren um die wachsende Stadt verlief: Brandenburger Tor, Oranienburger, Hamburger, Rosenthaler, Schönhauser, Prenzlauer, Landsberger, Frankfurter, Stralauer, Schlesisches, Köpenicker, Cottbuser, Hallesches, Anhaltisches und Potsdamer Tor. Fehlen noch das Neue Tor, das Königs-Tor und das Wasser-Tor. »Das Potsdamer Thor bildet den Uebergang von der Aristokratie zur reichen Bourgeoisie«, schrieb Robert Springer in *Berlin wird Weltstadt*: »An der Ecke der Wilhelmstraße endet das Quartier der Paläste mit den monotonen Fronten und hohen Rampen; es beginnt die Leipziger Straße, eine der lebhaftesten und glänzendsten der Residenz. Durch den angrenzenden Thiergarten und die Potsdamer Eisenbahn wird dieses Thor die Hauptpforte für das Vergnügen und den Reiseverkehr.«

Wir kommen im Frühsommer 1876 am Potsdamer Bahnhof an, ein Kopfbahnhof wie auch die anderen rund um die Stadt. Entstanden schon 1838, erhielt er ein Jahr nach der Reichsgründung ein neues Gebäude. Es stellt den Reisenden ihren Fahrkarten entsprechend drei Wartesäle zur Verfügung, der unterste mit rohen Holzbänken, der für die erste Klasse mit Plüschsofas ausgestattet. Bei den Fahrkarten gibt es noch eine vierte Klasse. Sie berechtigen nur zum Aufenthalt in Waggonen, die neben einigen Sitzplätzen entlang der Seitenwände hauptsächlich Stehplätze bieten. Immerhin haben auch diese Waggonen inzwischen Dächer.

Bei unserer Ankunft hat die wirtschaftliche Krise nach dem Gründerkrach von 1873 ihren Höhepunkt erreicht. Nach der Party herrscht Katerstimmung. Zum Glück liegt wenigstens die letzte Typhus-Epidemie inzwischen vier Jahre zurück. An ihr starben in Preußen mehr Menschen, als im Krieg gegen Frankreich auf deutscher Seite gefallen sind. Die letzte Pocken-Epidemie mit 5212 Toten allein in Berlin ist fünf und die letzte Cholera-Epidemie mit 6174 Toten zehn Jahre her. Dennoch überstehen von den Neugeborenen nur ein Drittel der Mädchen und nur ein Viertel der Jungen das erste Lebensjahr. Auch die Tuberkulose grassiert, vor allem in den ärmeren Schichten. Robert Kochs Entdeckung des Erregers steht noch bevor.

Obwohl wir wissen, was die Zeitgenossen noch nicht wissen konnten, versuchen wir wie die anderen Reisenden, die mit uns am Bahnhof ankommen, einstweilen über all das hinwegzusehen, trotz der miserablen hygienischen Zustände in der Stadt. Das Wasser kommt noch immer aus den Brunnen. Es gibt nur ein einziges Wasserwerk, das zweite wird erst im Folgejahr in Tegel in Betrieb gehen. Die Abwässer laufen in Gruben oder in die Rinnsteine, auch die der lächerlichen 16000 Wasserklosetts in den besseren Wohnungen. Der Bau der Kanalisation ist zwar schon seit 1873 beschlossen, kommt aber nur langsam voran [7]. Es ist noch immer so wie vor zehn Jahren von dem vielgereisten Hans Wachenhusen beschrieben: Berlin sei »die einzige europäische Großstadt, in welcher wir tagtäglich an den Ufern stinkender Rinnsteine wandeln.«

Dafür ist die Stadtrohrpost gerade in Betrieb gegangen, deren Röhrennetz im Lauf der Jahre auf vierhundert Kilometer anwächst. Der Müll wird von Straßenkehrern und Spritzenmännern beseitigt, die Tag und Nacht in 83 sogenannten ›Kehrbezirken‹ unterwegs sind.

Wir sehen zu, dass wir den Bahnhof schnell verlassen. Kurz vor der Ankunft haben wir im brandneuen *Kiessling's Berliner Baedeker* mit einschärfenden Fettdrucken gelesen: »Die **erste Sorge** nach Verlassen des

Coupé's sei die Beschaffung einer **Droschke**, da die Fuhrwerke, namentlich bei der Ankunft stark besetzter Eisenbahnzüge, leicht vergriffen sind. Ein am Ausgange des Bahnhof-Perrons stationirter Schutzmann giebt **Blechmarken** aus, die mit der Nummer bereitstehender Droschken **erster** (theurer) oder **zweiter** (billiger) **Klasse** versehen sind.« An den Wagenkästen sind die Nummern in schwarzer Farbe in weiße Felder gemalt.

In Berlin rattern rund 4300 Droschken über das Pflaster, trotzdem ergattern wir nur eine zweiter Klasse, oder ›zweiter Güte‹, wie man hier auch sagt. Von den erstklassigen gibt es keine dreihundert. Vielleicht hätten wir auf der vorletzten Station vom Angebot der telegraphischen Bestellung eines Fahrzeugs Gebrauch machen sollen. Das würde jedoch eine Mark in der neuen Reichswährung gekostet haben, immerhin ein Drittel von dem, was wir für die Übernachtung in einem der billigeren Zimmer des vornehmen Hotel Royal bezahlen, oder etwa dem Tagesverdienst eines Handlangers entsprechend.

Aus Sparsamkeit, die Gepäckträger dürften es wohl Geiz nennen, haben wir auch den kleinen Handkoffer (darin zwischen frischer Wäsche *Kiessling's Baedeker*, *Springers Berlin wird Weltstadt* und das *Berliner Adreß-Buch für das Jahr 1876*) gegen die Dienstleute am Bahnsteig verteidigt. Die Kolporteure, die sich auf den Bahnsteigen oder draußen zwischen den Droschken herumdrücken und die neuesten Fortsetzungsromane im Heftchenformat anpreisen, konzentrieren sich ohnehin auf die Abreisenden. Die Bahnhöfe sind nicht ihr einziges Beutegebiet. An den Samstagabenden, wenn die Arbeiter, Dienstboten und Nähmädchen ihren Wochenlohn erhalten haben, steigen sie die Hintertreppen empor und klingeln an den Wohnungstüren, um die Groschenromane anzubieten. Wenn ihnen nicht geöffnet wird, schieben sie farbige Zettel mit Ankündigungen der neuesten Werke unter den Türschlitzen durch. An den Bahnsteigen und auf dem Bahnhofsvorplatz verhökern sie ähnliche

Ware, dünn in bunten Umschlägen, rasch und leicht zu lesen, ›Eisenbahnliteratur‹, wie man sagt.

Die Droschke ist klapprig, das Pferd müde und der Kutscher achtlos. Während der Fahrt schrammen in den Kurven oder beim Ausweichen immer wieder die Hinterräder an den Prellsteinen entlang. Was ist aber auch nicht alles unterwegs: langsame Droschken, schnelle Karossen, vornehme Equipagen, Pferdeomnibusse, Postwagen, Heuwagen, Wagen mit Baumaterial, Kastenwagen mit Müll, riesige Bierwagen mit quergelegten Fässern auf langen Balken, Wagen mit als Scheuermittel verkauftem weißem Sand von den Weddinger Rehbergen [8] , Sprengwagen mit Wasser gegen den ewigen Berliner Staub, schwerfällige Rollwagen auf dem Weg zu den Verladestationen der Spreehäfen und Bahnhöfe, Möbelwagen mit dem Hausrat umziehender Kleinbürger, dazwischen von Frauen geschobene Gemüse- und von Hunden gezogene Milchkarren (Bolle ist mit seinen Lieferwagen erst ab 1881 im Geschäft). Nur Fahrräder sind noch keine zu sehen. Mit dem gerade entwickelten Ariel-Hochrad von 1874 wagt sich niemand in den Stadtverkehr, und die sogenannten ›Sicherheitsniederräder‹ kommen erst ab Mitte der 1880er auf.

Wehe, wenn man zur Hauptverkehrszeit eine Hauptverkehrsstraße überqueren muss. In der *Volks-Zeitung* steht die Klage zu lesen: »Die Gefahr, überfahren zu werden, ist an den Knotenpunkten unserer Straßen bei dem überaus lebhaften Wagenverkehr keine geringe mehr. So sehen wir häufig Frauen, welche Kinder an der Hand führen, unter Zittern und Zagen sich durch die schnell fahrenden Droschken und Rollwagen winden, welche über den Potsdamer Platz kommen. Fünf Straßen münden auf diesen verhältnismäßig sehr kleinen Platz aus, und das Wagengerassel ist hier ein vollkommen betäubendes.«

Wehe, wenn wegen der zahlreichen Pferdeäpfel, mit deren Abräumen man nicht hinterherkommt, wieder eines der Zugtiere gestürzt ist. Was ist